

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Dichtende Professoren- und jetzt professorale Dichter?

Wir glauben allein an unseren Führer und seine Idee und können deshalb nicht dulden, daß neben ihm andere Führer anderer Weltanschauungen ebenso den Anspruch erheben, vom Schicksal zur Führung dieses Volkes berufen zu sein.

Dr. Ley am Tag des Kreuzschwurs.

## Dichtende Professoren - und jetzt - professorale Dichter?

Ein notwendiges Wort zum Thema: Dichter - Schule - Gelehrter. / Von A. Friedr. Probst.

Ein deutscher Schriftsteller, ein deutscher Märtyrer! Goethe, 1830 (Gespräche mit Eckermann zum 14. März 1830. Ausg. Verlag Zesse & Becker, S. 683).

Du willst ein Dichter sein in Deutschland? Wohlan, so mache dich bereit zur Marter! Hermann Burte, 1912 (Wiltfeber, S. 75).

partei- oder cliquengebunden, aber — wo's not tat — anfliegend. Die ihm das Martyrium bereiteten, waren nicht das (deutsche) Volk. Es war ein kleiner Kreis, der aber umso größeren Einfluß, auch in Dichterbelangen, hatte.

Damals war es nicht der Gelehrte, er ist es aber heute. Steckt vielleicht doch etwas für den deutschen Dichter Allgemeingültiges in diesem Los, das wir heute nur einmal feststellen, noch gar nicht erklären wollen. Jedenfalls besteht an der Wende vom Zweiten zum Dritten Reich die Tatsache: Im Jahre vor der nationalen Revolution gibt Hans Grimm, der sechs Jahre früher durch seinen Roman „Volk ohne Raum“ aufhorchen ließ, die Gedichte eines Samburgener Volksschullehrers heraus: meine geliebten Claudius-Gedichte. Im Jahre der nationalen Revolution selbst wird dann dieser Hermann Claudius als Mitglied in die deutsche Akademie der Dichtung berufen. Das war doch wohl noch nie da, daß man als Dichter für ein Volk entdeckt und auch schon — nur Monate liegen dazwischen — in die Dichterkademie berufen wird! Wo war der Mann vorher? Wenn vielleicht sogar eine politische Partei des alten Staates etwas von ihm wußte, auch seine dichterische Bedeutung kannte, warum geschah dann von dieser Seite aus nichts für ihn und zur Förderung seines künstlerischen Schaffens? Doppelt verlassen war der deutsche Dichter — bis zum Martyrium für seine Person, sein Schaffen und seine Familie —, wenn er auch nur im Anschein einer Parteizugehörigkeit stand: so auch Hermann Claudius. Um ihn allen vorurteilsfreien — allen im Parteienstaat unpolitischen, dafür aber im Sinne des Dritten Reiches politischen Deutschen — zugänglich zu machen, nahm sich der inzwischen als Dichter durchgedrungene Hans Grimm des noch unbekannteren (keineswegs mehr jungen, auf 34jährige Tätigkeit als Volksschullehrer zurückblickenden) Dich-

Wiso auch für dieses Thema wieder ein Goethe-Zitat? Warum nicht auch? Man kann ja schließlich alles aus Goethes Werken, Briefen und Gesprächen belegen. Aber immerhin: Hört sich ein solches Schicksalsbekenntnis gerade aus Goethes Mund nicht verwunderlich an? Der Olympier klagt an, hat der Grund, sich eines Martyriums zu bezichtigen? Nein; so meint er es auch nicht. Goethe erwehrt sich bloß — und zwar mit triftigen Gründen (die hier weglassen, man lese sie aber wieder einmal bei Eckermann nach zum 14. März 1830, Ausg. Verlag Zesse & Becker, S. 676 ff.), warum er 1813/14 nicht auch die Waffen ergriffen oder wenigstens als Dichter sich hören ließ.

Und zu Anfang des 20. Jahrhunderts, gegen Ende des Zweiten Reiches, wiederholt sich die Klage. Ist sie von dem jungen Hermann Burte überhaupt ernst zu nehmen? Sprach daraus vielleicht nicht bloß der allgemeine, zu allen Zeiten gehörte und auch weiterhin noch zu hörende Ärger des sich verkannt glaubenden, dafür aber sich umso berechtigter dünkenden jungen Genies und Künstlers? Hermann Burte konnte 1912 — oder sah er für sein Dichtertum voraus, was er von solchem Schicksal aus der Geschichte wußte? — noch nicht wissen, daß er noch 15 Jahre auf den Schillerpreis in Deutschland warten mußte. Dabei war er doch bestimmt nationaler als Goethe (das Wort „national“ im heutigen Sinne verstanden) — immer zu national, d. h. völkisch offen sprechend, nicht

ters Hermann Claudius an. Nicht aber als ob Hermann Claudius eines Verkünders und Propagandisten gebraucht hätte! Oder schließlich doch? — Ein Beispiel für andere Fälle und heute noch beschämend —: „Das Buch des stärksten Hamburger Dichters und wahrscheinlich stärksten deutschen Lyrikers unserer Zeit war zu meinem zunehmenden Erstaunen in den sieben besuchten Buchhandlungen seiner Heimatstadt nicht zu erhalten.“

Wenn sich Hans Grimm für seinen niederdeutschen Landsmann Hermann Claudius einsetzte, regte sich ein doppeltes: das bittere Wissen um eigenes Martyrium<sup>1</sup> und eine Kameradschaft, die im Weltkrieg geschlossen worden war<sup>2</sup>. Auf solchen Wegen kam Hermann Claudius zum deutschen Volk — Hermann Claudius, der Urenkel eines Matthias Claudius. Wer kannte den nicht? Aber Hermann Claudius . . . den Dichter von:

Wann wir schreiten Seit' an Seit',  
Und die alten Lieder singen,  
Und die Wälder widerklingen,  
Fühlen wir, es muß gelingen,  
Mit uns zieht die neue Zeit.

Ist die Unkenntnis der Verfasserschaft beim Volke und seine damalige Undankbarkeit nicht sinnbildlich, sicher aber bezeichnend für den volkstümlichen Ton dieses Gedichtes von Hermann Claudius? Wir sind heute Hans Grimm dankbar dafür, daß er uns durch seinen Roman „Volk ohne Raum“ politisch erzogen hat. Doch man lese seine Selbstverteidigung: Von dem „politischen“ Amt der Dichtung, Brief an . . . , geschrieben im August 1932<sup>3</sup>. Nach der fünfjährigen Not während seines Schaffens am Kunstwerk (1921/26) muß er sechs Jahre später die Berechtigung zu einem „politischen“ Roman verteidigen! Erst damit — die Veröffentlichung geschah zum 21. März 1933, zum

<sup>1</sup> Hans Grimm, Meine geliebten Claudius-Gedichte, Auswahl aus den Versbüchern von Hermann Claudius, München, 1933, S. 25.

<sup>2</sup> „Bei der folgenden jahrelangen Arbeit an ‚Volk ohne Raum‘, davor ich so oft in Zweifel geriet, ob ich sie richtig tun und ob bei Hunger und Sorge und politischem Gram sie je von mir durchgeführt werden könne, sind mir dann nach und nach neue Gedichte von Claudius zugewachsen. Ich war neben meiner Schrift, an deren Langsamkeit und Unvollkommenheit ein ungebärdiger Wille Tag und Nacht sich quälte, sehr einsam geworden.“ Hans Grimm, S. 21. An Stelle der verstorbenen Mutter und statt der Sammlung und des Trostes in religiöser Andacht greift Hans Grimm in diesen durchwachten Nächten nach dem, „was fromme Sektierer Losungen nennen“: nach Claudius-Gedichten.

<sup>3</sup> In einer Hütte in Vaulx-Draucourt, „über die in fast gleichmäßigen Abständen die Granaten der Engländer heulend zogen . . . hörte ich zum ersten Male plattdeutsche Gedichte des Hermann Claudius“. Man lese bei Hans Grimm auf den Seiten 33 f. und 35 f. selber sein Erlebnis mit dem Dichter Hermann Claudius im Felde nach!

<sup>4</sup> Heinz Kindermann, Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart, Leipzig, 1933, S. 48 ff. Ebd., S. 52: „Bei uns, bei den leidenschaftlichsten Suchern unter den Völkern, war eine Sicht für die Abhängigkeit jedes Eigentages und Eigenlebens vom Reden und Schweigen, vom Tun und Lassen, vom Gelingen und Mißlingen, von der

Tage von Potsdam — hat das Martyrium des Dichters — wie wir es meinen — ein Ende!

Und kaum ist der Dichter Hermann Claudius dem gesamten deutschen Volke vorgestellt, gewürdigt und geehrt durch seine Aufnahme — mit andern — in die Dichtera Akademie, bricht schon wieder die Zeit des Martyriums an, setzt sich also für den Dichter nur fort. So mögen wohl unsere zeitgenössischen Dichter gedacht haben, als ihnen der Abdruck des Vortrags von Universitätsprofessor Dr. Hübner<sup>5</sup> zu Gesicht kam. Zwar haben sich die heutigen Dichter nicht zu verteidigen, weil sie etwa nicht im Kriege waren — wie das Wort von Goethe verstanden sein will — auch nicht, weil man nur die Wahl hat zwischen der Spießergesellschaft und der Einsamkeit oder weil Dichter sein kein Beruf ist (für den Listenträger beim Schulfeste in Wiesingen, Wiltfeber S. 206), sondern um Armeseliges oder Wichtigeres handelt es sich: Was haben die Dichter in der Akademie zu tun? Und noch wichtigere Frage: Was außerhalb? Seltzam, d. h. verständlich, wenn man die Wissenschaftler im früheren Wortverstande kennt: der Gelehrte, im engeren Sinne der Philologe, der Germanist greift ihn an, ja verbittet<sup>6</sup> sich sogar die Einbeziehung des Dichters in den Studiengang der Germanistik belegenden Studenten. Und dies zu einer Zeit, wo sich die Nation unter ihrem Führer anschießt, den Gemeinschaftsgedanken über alles zu stellen — und wo nicht leichter und selbstverständlicher als auf so eng sich berührenden, ja sich überdeckenden Gebieten wie beim schöpferischen und wissenschaftlichen Sprachmeister! Gar nicht zu reden von der fragwürdigen solch Gebarens in erzieherischer Hinsicht für Volk und Schule. Und wir fragen noch einmal: Dies zu einer Zeit, wo sich die Schule anschießt, in der Lesebuchgestaltung noch einen, den letzten Schritt weiter gehend, vom Sach- zum Dichterlesebuch, den Dichter und Er-

Liebe und dem Hass der Nation so gut wie nicht vorhanden. Diese Sicht, die, daß ich es gleich sage, auch heute noch kaum vorhanden ist, nenne ich aber politische Sicht. Und weil die Menschen von ‚Volk ohne Raum‘ ihr Leben genau so deutlich wie etwa nunmehr ich ihr Leben vom Schicksale ihres Volkes her leben, und weil eben dies im Buche künstlerisch sichtbar gemacht worden ist, deshalb nannte ich die Erzählung ‚Volk ohne Raum‘ eine politische Erzählung. Das Wort hat mit dem, was von den Parteien und auch Bewegungen her und also im gegenwärtigen Volksmunde politisch genannt wird, gar nichts zu tun. (Der Brief ist vor der Kanzlerschaft unseres Führers geschrieben, bevor also das Wort ‚politisch‘ in seine wahre Bedeutung wieder eingesetzt wurde!) Und die Erzählung ‚Volk ohne Raum‘ will nichts ändern und will über nichts zu Gerichte sitzen und will nicht anfeuern und nicht verurteilen und nicht erziehen und nicht aufwiegeln und nicht beruhigen, sondern sie will erzählen, was ist, und eben dazu scheint mir zu gehören, daß die Wirklichkeit des Allgemeinen — und darin ist das Schicksal des Volkes, wie das Schicksal vom Volke her begriffen — hinter der mehr scheinbaren Wirklichkeit des einzelnen sichtbar wird.“

<sup>5</sup> Die Dichter und die Gelehrten, ein Vortrag vor Studenten in der Germanistischen Fachschaft der Berliner Universität, Juli 1933, „Zeitschrift für deutsche Bildung“, Dezember 1933, S. 593 ff.

<sup>6</sup> So scharf drückt sich zwar Prof. Hübner nicht aus, aber dem Sinn nach läuft es darauf hinaus.

zähler der Gegenwart in das Lesebuch des neuen Staates einzubauen, nicht unterbrochen und durchsetzt von Lesebüchern, die eigens für den Schüler geschrieben wurden? Zübner verlangt — es ist bis jetzt nicht die Meinung der Gelehrten schlechthin! — reinliche Scheidung zwischen Dichter und Gelehrtem in theoretischen Fragen des Schrifttums wie Gestaltung und Sprache in Lyrik, Epos, Drama und Roman.

Wenn der Gelehrte nur nicht zu spät kommt und die Schule bereits über die ersten Vorbereitungen hinausgekommen ist, ihre Schule im künftigen Lesebuch den zeitgenössischen Dichtern sprachlich vollkommen anzuvertrauen. In Bälde wird der von Ministerialrat Gärtner herausgegebene 3. Teil des neuen badischen Volksschullesebuches die Verwirklichung dieses Entschlusses zeigen.

Das neue amtliche badische Volksschullesebuch wird ein Quellen- und Dichterlesebuch sein, d. h. die Lesestücke sind unverändert ihren Quellen entnommen, in der Hauptsache aus Werken deutscher Dichter und Erzähler der Gegenwart — auch wo es sich um die Kapitel Arbeit, Technik und Geschichte handelt —, größtenteils im Einvernehmen mit den Verfassern selbst. Die Vergangenheit kommt nicht zu kurz; doch ist mit Absicht der breitere Raum den Trägern des heutigen Schrifttums eingeräumt, die uns mit den Schülern in die Zukunft des neuen deutschen Staates führen. Das Schrifttum der Vergangenheit ist noch insoweit berücksichtigt, als es geeignet sein kann, dieser politischen Erziehung der Gegenwart zu dienen. Wenn der deutschen Heldentat im Weltkriege besonders ausführlich gedacht ist, so nicht deshalb, um den Krieg als solchen unsern Kindern vorzuführen, sondern unter dem Gesichtspunkt des Heldischen und des Gemeinschaftsgedankens, den wir dort erlebten. Auf der Brücke zwischen dieser Zeit und der Gegenwart steht unser Führer Adolf Hitler und seine Bewegung; dementsprechend sind die Stücke ausgewählt. Ob es sich um das Heldische überhaupt in der deutschen Geschichte handelt oder um ein besonderes Leistungsfeld des deutschen Volkes oder eines seiner Artträger — das Stück muß weit über die Eintagsbedeutung hinausragen! Es müssen Stücke sein, die Lehrer wie Schüler zu öfterem Lesen zwingen — aber nicht weil sie sprachlich oder inhaltlich so schwer sind, sondern weil man den Gehalt des Stückes nur bei wiederholtem Lesen auszuschöpfen vermag. Die Wahl der Stücke ist auch getroffen im Geiste eines neuen Sprach- und Stilunterrichtes: Dichtersprache — auch Prosa — ist wahrlich zu gut, um Sprachlehre im alten Sinne daran zu versuchen. Der Charakter der Stücke ist derartig, daß es dem Lehrer leicht fallen wird, seine Sprach-, Stil- und Aufsatzübungen daran anzuschließen. Die Gestaltung — und zwar die sprachliche, stilistische und stoffliche! — ist derartig zwingend und herausfordernd, daß der Schüler — bei einigermaßen entsprechender Darbietung — seinerseits zu den schriftlichen Arbeiten im Sinne des neuzeitlichen

<sup>7</sup> L. Weismantel sprach gegen Lesebücher mit besonderen Schüler-Lesebüchern in sechs Vorträgen im Januar/Februar 1933 über den Westdeutschen Rundfunk (Manuskript vom Funkhaus Köln, „Die Sprachräume der Lebensalter in unseren Lesebüchern“).

Deutschunterrichtes angeregt wird: zum Gestaltungsaufsatz (Einzelgestaltung — Gestaltungszusammenhänge — Gesamtgestaltung). Es sind nur solche Stücke aufgenommen, die sowohl inhaltlich wie formell gleich wertvoll und gestaltungsstark sind. Eine sprachliche Entscheidung fiel zugunsten des Stückes aus, das den Charakter der deutschen Sprache überhaupt, im besonderen der heutigen deutschen Sprache betont: Sprech- und Hörsprache, nicht Schreib- und Lesesprache! Und nicht zuletzt hat der Herausgeber des neuen badischen Volksschullesebuches auch insofern einen neuen Lesebuchtyp geschaffen, als er Bedacht nimmt auf die Lektüre im Deutschunterricht: Selbständige kleine Lesehefte aus dem Schaffen bester zeitgenössischer Dichter und Erzähler aus dem Land und dem Reich, aus Beruf und Alltag, Geschichte und Dichtung bilden mit den entsprechenden Kern-Lesebüchern eine organische Einheit, schließen sich dem Lesebuch an, öffnen den doch immer nur engen Rahmen eines Lesestückes und führen das Kind unmittelbar vor und in das Gesamtkunstwerk. Damit erhält der Lektüreunterricht seine ihm gemäße Aufgabe zugewiesen: Erweiterung und Zusammenfassung zugleich im Sinne völkischer Gesamterziehung.

Dichter und Gelehrter sollten sich ergänzen, auch jeder in eigener Person: Wie sich der Dichter (ich darf dies auf Grund meiner Rundfrage aussprechen) als Sprachschöpfer auch für Berücksichtigung der Sprache als Entwicklung ausspricht und zwar gegründet auf soliden, selbst erworbenen Erkenntnissen, die der Wissenschaft alle Ehre machen, muß sich andererseits der Sprachforscher als vornehmlich historisch eingestellt zu der Auffassung der Sprache als Schöpfung bekennen und in ihrem Wert als gleich gültig anerkennen — auch wenn der Dichter nicht Germanistik, überhaupt keine Sprachwissenschaft studiert hätte. Nur der Dichter eigentlich vermag zu sagen, was Sprache ist, was sie vermag, leistet (Sprache als Funktion betrachtet ist bereits in unsere Sprachbücher eingegangen), inwieweit sie sogar schöpferisch und vor dem Gedanken ist: nie bloß Mittel zum Zweck, sondern höchster Zweck selbst, dem sich das Gesprochene, das Geschriebene, der Gedankeninhalt, unterordnet.

Wilhelm von Scholz hat formuliert, was wir meinen: „Der reine Philosoph kommt vielleicht am letzten dazu, die Sprache einer skeptischen Kritik zu unterwerfen: er lebt im Inhalt der Gedanken... wobei er aber die Sprache immer nur als Hilfsmittel des Ausdrucks, nicht als Träger des Denkens empfindet — und deshalb oft stilistisch vernachlässigt. Der reine Dichter, der mit der Sprache schafft, immer wieder ihren Reiz, ihre Musik, ihre Bildkraft genießt, wird sich ihrer nur freudig, bejahend bewußt als des wunderbaren Stoffes, in dem er schafft, als des füsamen Materials, aus dem er immer neue Gefühle, Berausungen, Sensationen, immer neue Wirklichkeiten bildet, die die Sprache nicht als Abbild der sichtbaren Welt, sondern wie aus sich, aus dem Geschehen in ihr, gibt. Er hat auch weniger Anlaß dazu, der Sprache gegenüber mißtrauisch zu werden: er kann sie

<sup>8</sup> Wilh. von Scholz, Ges. Werke, München, 1921, IV, 1, Der Bodensee, S. 104.

auf Dauer, Biegsamkeit, Klarheit untersuchen, umbilden, entwickeln, reinigen, bereichern, aber er wird sie, die in sich ein selbständiges Leben von Erregungen für ihn hat wie etwa die Töne für den Musiker, nie in ihrem Fundamente anzweifeln.“

Gerade weil wir alle wissen, welche Bedeutung der Sprache in der Erziehung zur Volksgemeinschaft zukommt, aber auch ebenso gut wissen, welche Hindernisse wir gerade wegen der Eigenart und Schwere unserer Muttersprache erst zu überwinden haben, hätten wir alle Ursache, dem Dichter als dem Berufensten zu folgen, der diese Hemmnisse bemeistert. Dadurch, daß wir im künftigen Lesebuch den Schüler ganz in die sprachliche Zucht des Dichters geben, schalten wir im Unterricht neben uns den Sprachkünstler selber ein. Hanns Johst drückte bereits 1928 unsere Auffassung von Sprache aus<sup>9</sup>:

„Ist das Land, das Vaterland als sinnlichstes Gemeingut noch ein problematischer Besitz in der materialistischen Einstellung des Individuums, so gibt es ein anderes Volksgut, dessen unerschöpflicher Reichtum nicht dankbar genug eingeschätzt zu werden vermag: die Muttersprache! ... Es hat immer wieder Geister gegeben, die über die Begrenzung der Sprache die Grenzenlosigkeit der Bildung etwa setzen wollten, die den Versuch wagten, über das Naturgesetz eingeborener Seele die Gesetzmäßigkeit allgemein menschlich, schöngeistiger Vernunft zu stellen. Ich erinnere dabei an die Humanisten! (Reuchlin gegen Sutzen) ... Wir Deutschen danken ja gerade der schärfsten Antithese zu der Weltanschauung des lateinischen Jahrhunderts die Geburt unseres Schrifttums. Welches Jauchzen erfüllt das deutsch geschriebene Wort! Welche Verbrüderung über Kaste und Junst, über Visier und Bundschuh erbringt schließlich der Schöpfertaumel dieser neugewonnenen, eigenen Muttersprache! Das Wort ist eben kein lebloses Gebilde, kein erdachter, erkügelter Begriff, intellektuelles Produkt, kein Lebewesen von der reinen Vernunft Gnaden, sondern das Wort ist ein Urlaut, ein Jauch der Seele. Wir haben alle in dieser Zeit und besonders auch durch die technische Kaserei der Zeitungen zu viel sprechen gelernt, wir haben den Respekt vor dem Wort, vor der Muttersprache verlernt ... Wir bedürfen einer neuen Liebe zur Sprache. Wir müssen uns erneut besleifigen, gut zu sprechen. Wir müssen die Einheit von Wort und Seele, von Wort und Gesinnung, von Bekenntniswort und -tat neu erleben! Wie die Vermählung des Jauches als der ersten Substanziierung der Seele mit dem Laut und dessen Biegung und Brechung zum Wort die wesenhafte Geburt, der unmittelbare Ausdruck eines unerschöpflichen und unerforschlichen Innenlebens bedeutet, dessen dunkle Tiefe uns zu kindlicher Frömmigkeit zwingt. Gedicht und Gebet sind wohl die Bezirke, in denen am offensichtlichsten diese innere, allen rationalistischen Angriffen rätselhaft verschlossene Welt sich erschließt ... Um so einzigartiger, um so unzerstörbarer, um so unvergänglicher wird ein Gedicht sein, je begrenzter es der notwendige, zucht-

<sup>9</sup> Hanns Johst, Ich glaube, Bekenntnisse, München, 1928, S. 47 (Ethos der Begrenzung).

vollste Ausdruck einer Seele ist. Deutsche Gedichte wachsen und wuchsen, wuchern und werden nur aus deutschem Wesen; ... Die Dichtung ist völkisch, ist Besitz eines Volkes, wie Erze, wie Kohle, wie Wald und Feld ... Eine gemeinsame Liebe zur Muttersprache wird auch eine gemeinsame Liebe zum Vaterland erwecken.“ (Arbeit an der Umgangssprache, der Sprache des Alltags, des Befehls, des Dienstes „stellte ich als sittliches Gebot auf“.)

Man lese dazu bei demselben Hanns Johst nach, was er gelegentlich der Bedeutung S. v. Kleists für die deutsche Sprache sagt, wenn er S. v. Kleists Tat — vom Hochmut des Militärischen zur Erneuerung in das Soldatische, zur bewußten Energie der Gemeinschaft — was die Sprache angeht, folgendermaßen herausgestellt:

„S. v. Kleist ist der Martin Luther im dichterischen Bereich einer Wiedergeburt unserer Sprache. ... Wort und Gesinnung als Einheit nicht im Menschlich-Allgemeinen, sondern im Art-Spezifischen. Das persönlich Art-Spezifische gilt ihm Appell an das deutsche Volk, sein Volk, das ist ihm die spezifische Persönlichkeit, die es gilt, als Sinnbild zu erhöhen. In ihr sind wir alle, die uns diese Sprache von den Müttern her bindet, repräsentative Einheit. In ihr vermögen wir allein das Schöne lebendig werden zu lassen. Hier ruhen die Wurzeln eines neuen kollektivistischen Bewußtseins, wie es schon einmal im Mittelalter als deutsches Wesen herrlich (dieses Wort kommt von Herr und herrschen) als Form und Gestalt die Welt bereicherte. Der Dichter, der das Menschliche über das Sprachschöpferische stellt, ist ohne die Magie, durch die allein das Dichterische unberührbar, unverirrbar über den Notwendigkeiten und Vergänglichkeiten ein ewiges Eigenleben führt. Goethe reicht uns hier sein Wort:

Gar manches Wort verschwebt im Allgemeinen,  
Doch widmet sich das edelste dem Einen!

Der Edelmut der Dichtung will sich dem Einen allein verbunden und verantwortlich fühlen: der Sprache. Und wer da glaubt, in der Sprache ein bloßes Mittel der Verständigung sehen zu dürfen, irrt unerbittlich. Die Sprache ist und bleibt der mystische Raum, in der das tiefste Wesen der sie übenden lebt, und den Raum der Sprache schmücken oder erweitern heißt dichten! In der klaren Atmosphäre dieser Auffassung steht das dichterische Weltbild Kleists.“ (Ebd. S. 105.)

Warum soll aber dann — die Berechtigung zugegeben, der Dichter dürfe bei seiner anerkannten Sprachschöpferkraft auch in laut- und sprachgeschichtlichen Dingen überhaupt mitreden — dem Dichter der Gegenwart verwehrt sein, zu mutmaßen über die inneren Beziehungen zwischen dem Laut und seinem Sinn, entsprechend dem Ablaut von einem Absinn zu sprechen? Rudolf G. Binding tut das (in seinem Vortrag „Von der Kraft deutschen Worts als Ausdruck der Nation“, Neue Rundschau, Juni 1933), und Prof. Zübner nimmt diese Ausführungen u. a. zum Anlaß für seine Warnung. Wenn er noch etymologische Beziehungen zwischen Rand — Rinde, Spanne — Spin-

ne („a hatte den Sinn des Stärkeren, auch Umfassenderen, des Ganzen, des Übergeordneten. i hatte den Sinn des Verkleinerten, des Einzelnen, auch des Konkreten-Sachlichen“) gelten läßt, sogar Bindings Beispiele durch das Paar „Wald — Wild“ ergänzt, sonst aber solche Behauptungen aus Dichtermund als unzulässig, weil unwissenschaftlich zurückweist, so vielleicht nur

deshalb, weil sie (noch) nicht wissenschaftlich erfunden worden sind. Es ist aber auch schon manches ohne Wissenschaft gefunden worden — wozu dann der Wissenschaft bloß die Bestätigung übrig blieb. Bindings Sicht ist vergleichbar dem sprachphilosophischen Blick eines Schottel im 17. Jahrhundert.

(Schluß folgt.)

## Erbbiologische „Regelwidrigkeiten“. I.

Von Wilhelm Einsele.

Wie jedermann weiß, verdankt jeder höhere Organismus sein Dasein zwei ihm vorausgehenden Organismen, einem Männchen und einem Weibchen. Die wissenschaftliche Untersuchung der „Zeugung“ hat ergeben, daß jeder der beiden Elter-Organismen eine Zelle beisteuert zum Kind-Organismus. Die Zelle, die das Weibchen beisteuert, heißt Ei oder Ei-Zelle, die andere Spermium oder Sperma-Zelle. Mit der Verschmelzung der beiden Zellen zu einer einzigen beginnt der Kind-Organismus. Ob dieser dann eine Zeit lang innerhalb der Mutter, oder ob er, wie z. B. bei Fischen und Fröschen, von Anfang an im „freien“ heranwächst, berührt diese Grundtatfache nicht.

Die erbbiologische Forschung hat nun mit aller Sicherheit nachgewiesen, daß, bei Säugetieren so gut wie bei Fischen, die Erbmasse des Kindes zur Hälfte aus der des einen und zur Hälfte aus der des anderen Elters besteht, obwohl die männlichen Geschlechtszellen — die Spermien — sich von den weiblichen nach Form und Größe meist außerordentlich unterscheiden. Ein „Organ“ ist aber bei beiden gleich, nämlich der Zellkern, der, wie mit jeder wünschenswerten Sicherheit bewiesen ist, der stoffliche Träger der Erbeigenschaften ist. So kommt es auch, daß das Ergebnis einer Kreuzung zweier Tiere, die in bestimmten Merkmalen voneinander verschieden sind, also etwa die Nachkommen eines schwarzen langhaarigen Kaninchens und eines weißen kurzhaarigen dieselben sind, ob nun das Männchen oder das Weibchen dem einen oder dem anderen Typus angehörte. Es ist also keineswegs so, daß eine bestimmte Eigenschaft, wenn etwa das Eltern-Männchen deren Träger ist, durchdringender ist, als wenn das Weibchen der Träger dieser Eigenschaft ist.

Diese Tatsache kann man in folgendes Gesetz fassen: Das Ergebnis einer bestimmten Kreuzung ist unter sonst gleichen Verhältnissen das gleiche, wie das der entsprechenden, sogenannten „reziproken“ Kreuzung.

Wie es aber oft gerade bei biologischen Gesetzen ist — es gibt Ausnahmen. Mit diesen Ausnahmen aber

fällt dieses Gesetz keineswegs, wie man vielleicht vorcilig meinen könnte, denn sie stehen zu ihm nicht in Widerspruch, sondern ergänzen es. Ehe wir diese Behauptung weiter ausführen und beweisen, wollen wir zunächst einen konkreten Fall, der noch eine Reihe anderer Merkwürdigkeiten aufweist, kennen lernen: Kreuzt man zwei Bienenrassen, so zeigt sich folgendes paradoxe Verhalten der Nachkommen: die weiblichen. die Königinnen und die Arbeiterinnen (die verkümmerte Weibchen darstellen) entsprechen vollauf dem obigen Gesetz. Ist z. B. die Mutter hell gefärbt und der Vater (die Drohne) schwarz und ist schwarz dominant<sup>1</sup>, so sind alle weiblichen Nachkommen schwarz, ist die Drohne hell und die Königin schwarz, wird also das dominierende Merkmal durch das Ei übertragen, so ist das Ergebnis das gleiche.

Ganz anders aber verhalten sich die männlichen Nachkommen: Ist z. B. die Mutter hell und der Vater schwarz, so sind sämtliche Söhne hell wie die Mutter, ist dagegen die Mutter schwarz und der Vater hell, so sind sämtliche Söhne schwarz, also wieder so gefärbt wie die Mutter. Man hat bei Bienen überhaupt niemals beobachtet, daß irgendwelche Eigenschaften eines Vaters auf seine Söhne übergehen. BildmäÙig-menschlich gesprochen: mag eine Drohne blind, stumm und krumm sein, so werden doch alle ihre Söhne ganz normal sein — vorausgesetzt allerdings, daß deren Mutter ganz normal ist. In der ersten Nachkommen-Generation rächen sich also bei den Bienen die „Sünden“ des Vaters nicht im geringsten an den Söhnen. Wohlverstanden, nur an den Söhnen nicht. Die Töchter werden alle Eigenschaften des Vaters zeigen, die sich im Erbgang dominant verhalten. Die Söhne führen auch „verborgene“ keine Eigenschaften ihres Vaters mit sich, denn werden sie mit normalen Königinnen gekreuzt, so zeigt sich — und zwar an ihren gesamt en Nach-

<sup>1</sup> Von den beiden verschiedenen Partnern eines „Merkmal-paares“, die von den beiden Eltern kommend, im Kind vereinigt sind, tritt äußerlich in der Regel nur eines in Erscheinung. Dieses Verhalten heißt Dominanz.